

Zeitfragen Feature
12. Juli 2017
Raus aus der Höhle
Architektenträume der Moderne
von Klaus Englert

Urheberrechtlicher Hinweis: Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig. © Deutschlandradio

Erzählerin:

Als Walter Benjamin in seinen Pariser Exiljahren wieder einmal in der Bibliothèque Nationale saß, hatte er plötzlich das Urbild des Wohnens vor Augen: die Höhle. Er beschrieb sie als privaten Schutzraum. Aus diesem emotionsgeladenen Ort entwickelte der Philosoph den modernen Prototyp menschlicher Höhlenwohnung – die bürgerliche Gründerzeitwohnung des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Walter Benjamin musste dabei an einen prominenten Bewohner dieser Innenwelten denken: den Revolutionär Karl Marx. Der stellte nämlich lakonisch fest: „Der Mensch kehrt zur Höhlenwohnung zurück.“ Walter Benjamin schrieb desillusioniert:

Regie: assoziative Akustik unterlegen. Dabei vielleicht Pausen lassen zwischen den Sätzen

Zitator:

„Das neunzehnte Jahrhundert war wie kein anderes wohnsüchtig. Es begriff die Wohnung als Futteral des Menschen und bettete ihn mit all seinem Zubehör tief in sie ein. (...) In den Innenräumen und ihrer ausschweifenden Tapezierkunst zu leben, (...) war wie sich eingewebt, sich eingesponnen haben in ein Spinnennetz, in dem das Weltgeschehen verstreut, wie ausgesogene Insektenleiber herumhängt. Von dieser Höhle will man sich nicht trennen.“

Erzählerin:

Als Walter Benjamin Mitte der 1930er Jahre in der Pariser Bibliothek saß, wurde ihm klar, dass die Gegenwart mit dem Wohlfühl-Kosmos der vergangenen Jahrzehnte längst aufgeräumt hatte:

Regie: assoziative Akustik wieder aufblenden

Zitator:

„Das zwanzigste Jahrhundert machte mit seiner Porosität, Transparenz, seinem Freilicht- und Freiluftwesen dem Wohnen im alten Sinne ein Ende.“

Erzählerin:

Benjamin dachte an seine nomadische Existenz, die er durch wiederholten Hotelwechsel annehmen musste. Er dachte an die Kölner Werkbundausststellung von 1914, als Bruno Taut sein berühmtes Glashaus auf den Rheinwiesen errichtete. Seither propagierte Benjamin Glas als Baumaterial für eine neue Wohnkultur. Denn Glas und Transparenz standen für Sauberkeit und Hygiene. Es ist kein Zufall, dass 1930 zur Eröffnung des Deutschen Hygiene Museums, der erste „Gläserne Mensch“ gezeigt wurde. Als er seinen Freund Bert Brecht im dänischen Exil besuchte, notierte Benjamin:

Regie: assoziative Akustik unterlegen

Zitator:

„Betritt einer das bürgerliche Zimmer der 1880-er Jahre, so ist bei aller ‚Gemütlichkeit‘, die es vielleicht ausstrahlt, der Eindruck ‚Hier hast du nichts zu suchen‘ der stärkste. Hier hast du nichts zu suchen – denn hier ist kein Fleck, auf dem nicht der Bewohner seine Spur schon hinterlassen hätte: auf den Gesimsen durch Nippessachen, auf dem Polstersessel durch Deckchen, auf den Fenstern

durch Transparente, vor dem Kamin durch den Ofenschirm. Ein schönes Wort von Brecht hilft hier fort, weit fort: ‚Verwisch die Spuren!‘ (...) Das haben nun [Paul] Scheerbart mit seinem Glas und das Bauhaus mit seinem Stahl zuwege gebracht: sie haben Räume geschaffen, in denen es schwer ist, Spuren zu hinterlassen.“

1. O-TON:

„Ich wiederhole eine Geste, die den Architekturhistorikern von den Anfängen des Neuen Bauens zu Beginn des 20. Jahrhunderts vertraut ist – die wir inzwischen wieder verloren haben. Nämlich die säkularisierende Geste, die die Wohnung leer räumt (...)“

Erzählerin:

Sagt der Philosoph Peter Sloterdijk.

Ausgerechnet 1933, als sich Berlin in die machtstrotzende, steinerne Hauptstadt des Dritten Reiches zu verwandeln anschickte, propagierte Walter Benjamin die „Glaskultur“.

Regie: assoziative Akustik unterlegen

Zitator:

„Dem Wohnen im alten Sinne, dem die Geborgenheit an erster Stelle stand, hat die Stunde geschlagen. Giedion, Mendelsohn, Corbusier machen den Aufenthaltsort von Menschen vor allem zum Durchgangsort aller erdenklichen Kräfte und Wellen von Licht und Luft. Was kommt, steht im Zeichen der Transparenz.“

2. O-TON:

„Das alte Haus ist eher an den Höhlenmenschen gerichtet gewesen, der vom Schlafen unter offenem Himmel weniger gehalten hat“

Erzählerin:

Sagt Peter Sloterdijk.

Der Schweizer Architekturhistoriker Sigfried Giedion schrieb 1929 als Sekretär des Avantgardisten-Zirkels CIAM, des *Congrès International d'Architecture Moderne*, über *Befreites Wohnen*. Das mit vielen Fotos publizierte Büchlein sollte die neue Wohngesinnung einer breiten Masse schmackhaft machen. Auf der Umschlagseite ein Foto mit der Überschrift:

Zitator:

„Licht – Luft – Öffnung“.

Erzählerin:

Das Motto der Avantgarde war geboren. Beim Betrachten des Fotos wird sofort klar, was gemeint ist: Durch die fotografische Perspektive wird der Blick durch das Wohnzimmer auf den Balkon und weiter hinaus auf den Stadthorizont gezogen. Sämtliche Einzelheiten des Ambientes tragen die Signatur der Moderne: der fließende Raum, die leichten Möbel mit Esstisch und Stuhl, die gläserne, fast geschosshohe Fensterfront, der breite, sonnenbeschienene Balkon. Dort entspannt sich die Frau auf einem Liegestuhl, während sich der Mann über die gläserne Balustrade lehnt und in die Ferne schaut. Auf diesem Bild ist das bis heute gültige Vokabular des Neuen Bauens entzifferbar.

In Rotterdam hat der niederländische Architekt Winy Maas eine „Markthal“ errichtet, die Giedions Maxime vom befreiten Wohnen zu folgen scheint - eine verwegene Gewölbestructur wie eine überdimensionale Biskuitrolle, in deren Außenseiten Appartements eingebaut sind. Winy Maas' Blick fällt auf die lichten Wohnungen in der Markthalle.

3. O-TON/ATMO:

„Welcome in this house on top of the market hall. (...) Here we walk in. You see on the left side some doors, there are stairs which bring you up. But there is a big window next to the stair. Ah, I can look down, and underneath I can see – the market and I see people buying stuff and drinking coffees. But look up again (...) let's go up and take the stairs. We come to the next floor. This floor is completely open, it is like a panorama. It gives the idea of an endless horizon to the inhabitants.“

Übersetzer:

Willkommen im Markthallen-Appartement. Hier gelangen wir hinein. Auf der linken Seite gibt es einige Türen und dort führen die Treppen zur oberen Etage. Daneben breitet sich ein großes Fenster aus. Hier kann ich hinunterschauen – und auf den Markt blicken. Ich sehe, wie Menschen einkaufen und Kaffee trinken. Es geht aber auch nach oben. Lass uns die Treppen zur oberen Etage nehmen. Hier oben ist alles sehr offen. Das ist wie ein Panorama-Haus: das Gebäude vermittelt uns die Idee eines endlos weiten Horizonts zu den Bewohnern.

Erzählerin:

Winy hat in dem Markthallen-Appartement seinen Traum vom befreiten Wohnen erfüllt, von der Befreiung des Menschen aus der Höhle, in die sich die Bürger des 19. Jahrhunderts noch zurückgezogen hatten.

4. O-TON/ATMO:

„It is actually in 3 directions the house is liberated. (...) When you look back and go again to the door (...), then you see a patio there that lifts up the apartment. If I go into the patio (...), it is like a garden in the house. So you have the house on top of the market hall. But there is also the garden. And in the garden you step out and – wow – there is glass. You step on glass in the patio and suddenly you discover again the market hall 30 meters below you. (...) People are eating downstairs and look up. (...) This is a kind of contact. And of course the light is coming from above: It is an open air-patio. It is actually in 3 directions the house is liberated: The panorama towards the city, to the market hall below you, and it has no roof (...).

Übersetzer:

Das Haus wurde in drei Richtungen befreit. Gehen wir zurück zur Wohnungstür, dann bemerken wir einen Patio, durch den von oben Tageslicht einfällt. Dadurch wird die Wohnung sehr hell. Man fühlt sich hier wie in einem Garten. Betreten wir den Garten, dann fällt auf, dass der Boden aus Glas ist, und durch das Glas hindurch erkennen wir die Menschen, die 30 Meter tiefer die Markthalle bevölkern. Einige schauen nach oben, andere sind gerade beim Essen. Auf diese Weise stellt sich Kontakt her. Es ist ein offener Patio, der Tageslicht von oben empfängt. Wenn ich zusammenfasse, dann würde ich sagen: Wir haben es geschafft, die Wohnungen in drei Richtungen zu befreien: in der Horizontalen haben wir das städtische Panorama vor uns, nach unten schauen wir in die Markthalle, und nach oben blicken wir direkt in den Himmel.

Erzählerin:

Das Bauhaus, das vor fast hundert Jahren Licht und Luft in die dunklen Gründerzeit-Stuben brachte, hat Maßstäbe für das Wohnen gesetzt, die bis heute gültig sind. Rem Koolhaas, Lehrer von Winy Maas, errichtete Anfang der neunziger Jahre im Pariser Vorort Saint-Cloud eine Villa:

5. O-TON:

„(...) There should be a lot of openness, but almost to the point of dissolving the house or dissolving the definition of the house, but also a lot of intimate and darker spaces.”

Übersetzer:

Ich habe in der Villa besonders viel Wert auf offene Bezüge gelegt. Zwar gibt es auch intimere und dunklere Räume, aber ich habe die Öffnung so weit getrieben, dass damit das Haus und unser Verständnis von Haus in Frage gestellt wurden.

Erzählerin:

Der Stuttgarter Architekt Werner Sobek formuliert seine Vorstellungen so:

6. O-TON:

„Das ist meine primäre Aufgabe, den Menschen ein Zuhause zu bauen. Idealerweise ein auf den Leib geschnittenes Zuhause, in dem er sich wohl fühlt und in dem er *gesund* leben kann. Das ist ein ganz wichtiger Faktor, und das bedeutet, dass er ausreichend mit Licht versorgt wird, mit natürlichem Licht, mit frischer Luft“.

Erzählerin:

„Gesund leben“ war eine der Hauptforderungen in Sigfried Giedions Büchlein *Befreites Wohnen*. Der Schweizer Autor zitierte den französischen Architekten Adolphe-Augustin Rey, der 1908 auf einem Tuberkulose-Kongress in Washington verlangte, künftig im Städtebau darauf zu achten, jede Wohnung mit ausreichend Sonnenlicht zu versorgen. Diese Forderung brachte den Architekten Josep Lluís Sert auf die Idee, in Barcelonas unhygienischer Altstadt, die bis in die dreißiger Jahre von Seuchen bedroht war, eine Tuberkulose-Klinik zu errichten. Die 1934 fertig gestellte Klinik entsprach den Maximen des neuen Bauens, zugleich folgte sie dem Trend alpiner Sanatorien, auf Licht-Luft-Sonnen-Therapien zu setzen.

Für Werner Sobek ist es wichtig, dass Natur und Wohnung ineinander übergehen:

7. O-TON:

„Eine Psychotherapeutin, Ordinarius für Psychotherapie, hat einmal gesagt: Meine Häuser seien Antidepressiva, weil sie durch die Durchflutung mit natürlichem Licht, durch die Durchflutung mit frischer Luft und dadurch, dass sie den Blick in die Ferne erlauben, die Grundbedingungen für die Therapie von depressiven Menschen, oder die ersten Schritte, mit denen man immer richtig liegt, darstellen.“

Erzählerin:

Sobek errichtete vor einigen Jahren in Stuttgart das R 128, ein privates Wohnhaus, das zur Pilgerstätte für innovationsfreudige Architekten wurde: Das „intel-

ligente“ Glashaus, errichtet am Hang des Stuttgarter Talkessels, ermöglicht eine Weise des Wohnens, von der die Glas-Propheten des Bauhauses nur träumen konnten. An oberster Stelle steht im „Haus Sobek“ der *Wohnkomfort*. Ein Leben ohne Türgriffe und Lichtschalter. In dem Glashaus regeln Leuchtdioden die Herd- und Wassertemperatur. Über Infrarotsender wird das Licht ein- und ausgeschaltet, während die Türen dem Kommando der Bewegungssensoren gehorchen. Das lässt mitunter an ein Wohnen im Raumschiff Enterprise denken.

8. O-TON:

„Wir formulieren es ganz neu und ganz radikal: Der Mensch soll nicht nur rausgucken können, sondern die Sterne sehen und die Vögel sehen, wie sie um ihn kreisen“.

Erzählerin:

Werner Sobek ist fasziniert von dem Gedanken, der transparente Raum hole die Natur in den Innenraum hinein. Das schaffe ein ganz neues Wohngefühl. Er lebe jetzt mit und in der Natur und vermisse die Pflanzen nicht mehr, die früher den Raum verstellten.

9. O-TON:

„Die Grundmotivation unserer Arbeit besteht eigentlich aus der Auslotung neuer Formen des Wohnens, vor dem Hintergrund einer sich radikal verändernden Gesellschaftsstruktur, wir sagen, man kommt eigentlich nicht weiter, wenn man die Grenzen des Territoriums, das man kennt, nicht verlässt. Das tun wir, indem wir grenzüberschreitend arbeiten. In Bereichen: ‚Wie wohnen wir morgen?‘ ‚Was könnten die Zielsetzungen sein?‘ ‚Mit welchen Baustoffen, mit welchen Energieversorgungssystemen?‘ ‚Und wie verhalten sich diese Häuser eigentlich ökologisch?‘ Da haben wir noch ein paar andere Begriffe ins Feld geworfen, beispielsweise die Überzeugung von der Notwendigkeit des ephemeren Bauens. Das heißt, wir haben abgegeben den Anspruch zu wissen, was morgen gültig ist - wir bauen so, dass unsere Habitate ewig stehen könnten, aber dass sie morgen, wenn sie als nicht richtig befunden wurden, mit Anstand aus dieser Welt verschwinden können“.

Erzählerin:

Zu den architektonischen Bauhaus-Grundsätzen, die Sobek weiterentwickelte, zählen: *leichte, möglichst transparente Konstruktionen*. Und leichte, möglichst bewegliche Möbel. Nachdem in Deutschland der Nationalsozialismus mit seinen steinernen Monumentalbauten überwunden war, erinnerten sich viele junge Architekten an diese Grundsätze. Einer dieser innovationsfreudigen Avantgardisten war Frei Otto, der an der Technischen Hochschule Stuttgart das „Institut für Leichte Flächentragwerke“ aufbaute, das heute Werner Sobek leitet. Frei Otto machte in der Nachkriegszeit mit zeltartigen Tragwerkskonstruktionen von sich reden, die er erstmals 1955 für die Bundesgartenschau in Kassel entwickelte. Doch das Interesse an diesen neuartigen Gebäuden entwickelte sich nur langsam. Denn zunächst galt es, möglichst schnell Wohnraum zu schaffen – für die kriegszerstörten Häuser, für die Flüchtlinge und Vertriebenen des Zweiten Weltkriegs. Bundeswirtschaftsminister Ludwig Erhard 1953:

10.O-TON (Bundeswirtschaftsminister Ludwig Erhard, 26. 9. 1953)

Wenn wir zurückschauen, dann ist es offenkundig, dass wir, die wir aus Schutt und Trümmern aufbauen mussten, zuerst einmal all unsere anstrengenden, unsere gesellschaftswirtschaftliche Arbeit darauf erstrecken mussten, wieder die Existenzgrundlagen für unser deutsches Volk zurückzugewinnen.

Erzählerin:

Im Juli 1951 eröffnete in Hannover die Bauausstellung „Constructa“, im August kamen renommierte Architekten und Philosophen nach Darmstadt, um über den Wiederaufbau zu streiten. In den „Darmstädter Gesprächen“ und der Ausstellung „Darmstädter Meisterbauten“ ging es um neue Architekturkonzepte. Wettbewerbssieger bei den „Darmstädter Meisterbauten“ war der Düsseldorfer Hans Schwippert, der in Darmstadt die Georg-Büchner-Schule errichtete, eine Rasterstruktur aus eingeschossigen Klassentrakten mit frei zugänglichen Lichthöfen – nach der Bauhaus-Maxime...

Zitator:

„Licht – Luft – Öffnung“

Erzählerin:

Hans Schwippert erklärte dem Publikum, welchen Stil er sich für die Nachkriegsarchitektur wünschte:

11.O-TON:

„Merkwürdig, dass wir in Jahren, in denen die Zerstörung über uns kam, rund um die Welt ein Gebot des Bauens verspüren, das alles andere ist als Fluchtburg. Wir alle haben Sehnsucht nach dem leichten Ding, nach der Helle, nach der Offenheit, nach einem Dach selbstverständlich, aber nicht nach der Fluchtburg und nach dem Bunker.“

Erzählerin:

Aus dem schwäbischen Todtnauberg reiste der Philosoph Martin Heidegger an. In seinem Vortrag „Bauen, Wohnen und Denken“ zeigte sich, dass er Schwipperts Sympathien für die Nestbewohner und dem Neuen Bauen wenig anfangen konnte. Entschiedenem Widerspruch bekam er von dem jüdischen Philosophen Emmanuel Lévinas:

Zitator:

„Die Feinde der industriellen Gesellschaft sind fast immer Reaktionäre. Sie vergessen oder verabscheuen die großen Hoffnungen unserer Zeit. Das Vertrauen in die Befreiung des Menschen (...) ist nur solidarisch mit der Erschütterung der sesshaften Kulturen, mit der Auflösung der lastenden Schwere der Vergangenheit. (...) Die Entwicklung der Technik (...) ist bereits die Wirkung dieses Leichterwerdens der menschlichen Substanz, die sich ihrer nächtlichen Schweregewichte entledigt.“

Erzählerin:

Lévinas reagierte 1961 auf die Weltumkreisung des russischen Kosmonauten Jurij Gagarin. Während Heidegger 1966 den „Sprung ins Weltall“ mit Abscheu kommentierte, feierte der Franzose – ganz im Stil der Fortschrittsbegeisterung seiner Zeit - die Entwicklung der Raumfahrttechnik: Sie versetze die Menschen in die Lage, sich der irdischen Fesseln zu entledigen und mobile – ja sogar kosmische – Wohnstätten zu entwickeln. Die Technik sollte das menscheitsgeschichtliche Entwurzelungs-Projekt beschleunigen.

Heute arbeitet der Architekt Werner Sobek mit dem Astronauten Ernst Messerschmid vom Stuttgarter „Institut für Raumfahrtsysteme“ zusammen:

12.O-TON:

„Mit dem zweiten Deutschen im All, mit Ernst Messerschmid zusammen, (veranstalte) ich gemeinsame Diplomarbeiten und gemeinsame Vorlesungen, wo es danach um extraterrestische Habitate geht.“

Erzählerin:

Diese Forschungen muten natürlich reichlich utopisch an. Sie gehören zum exzentrischen Zweig einer Forschungsrichtung, die sich mit mobilen Wohnsystemen beschäftigt. Tatsächlich entwickelte Sobek vor einigen Jahren in seinem Stuttgarter „Institut für Leichte Flächentragwerke“ das R 129 - eine mobile Behausung, laut Sobek die geeignete Wohnstatt für den modernitätssüchtigen Bürger. R 129 – das Nachfolge-Modell des Stuttgarter Glashauses - ist mobil wie ein Campingwagen, aber ein hochtechnologisches Nest: vollkommen transparent, leicht aufzubauen, einfach zu transportieren und schnell zu entsorgen. Eine Konstruktion, die „ein Leben in der Seifenblase“ verspricht.

Das entspricht den Träumen der Architektur-Moderne, die besessen ist von der Vision eines mobilen Habitat. 1970 glaubte der japanische Architekt Kisho Kurokawa, die adäquate Wohnform für den modernen Bürger entdeckt zu haben.

Kurokawa stellte in Tokio Wohn- und Hotelkapseln her, die nach Bedarf in bereitstehende Stahlbetonsäulen eingehängt wurden. Er wollte damals überall in den japanischen Städten seine Betonkerne aufstellen lassen. Zudem war er davon überzeugt, dass die transportierbare Kapsel für jeden Japaner die geeignete Wohnstatt sei.

Bereits 1952 ließ Le Corbusier in Marseille die „Unité d’habitation“ bauen - eine vertikale Stadt, mit 337 Wohneinheiten und öffentlichen Angeboten wie Schwimmbad und Kindertagesstätte. Ein seinerzeit heftig kritisiertes Experiment. Le Corbusier wies die Kritik zurück.

13. **O-TON** (dt./frz):

„Das Haus, in dem ich lebe, liegt mitten in Paris, aber man sieht nicht mehr als Himmel und Grün. Man sieht den Bois de Boulogne und vieles mehr. Mein Garten liegt in der achten Etage mit Kräutern und Bäumen. Ich glaube, dass Einfamilienhäuser keine Stadt entstehen lassen, sondern sie zerstören. Es ist ein Irrglauben der Menschen, dass sie gerne am Erdboden leben, wo es nur Staub, Straßelärm und Hundekacke gibt. Wenn Sie das Problem mal im Ganzen betrachten, dann ist das nicht nur eine Frage, wie man eine Familie zufrieden stellt, die eine Wohnung braucht, sondern es ist eine Frage des Städtebaus. Das Problem ist, genau den richtigen Rhythmus zu finden. Das ist die Arbeit des Künstlers, des Erfinders, mit allen Mitteln das Leiden der Menschen zu lindern und ihnen die Freuden des Lebens zu bringen“

Erzählerin:

Luftige Stelzen-Wohnungen, transportierbare Kapsel-Appartements - das ist die Logik in der fortschreitenden Entwurzelung von Wohnungsarchitektur. In den fünfziger Jahren lästerte der Philosoph Ernst Bloch noch über die Leichtbauweisen der Bauhaus-Architekten. Er sprach davon, dass er „vielerorts“ Häuser erblicke, die „wie reisefertig aussehen.“ Der Marxist Bloch und der konservative Heimatphilosoph Heidegger verstanden sich bestens in ihrer Skepsis. Sie konnten der Vision des Schweizer Bauhaus-Direktors Hannes Meyer nichts abgewin-

nen, der sich 1926 mit technologischem Furor daran machen wollte, die „neue Welt“ zu entwerfen:

Zitator:

„Unsere Wohnung wird mobiler denn je: Massenmiethaus, Sleeping-car, Wohnjacht und Transatlantique untergraben den Lokalbegriff der Heimat.“

Erzählerin:

Hannes Meyer überlegte damals, wie die Grundausstattung für den neuen Menschen des mobilen Zeitalters aussehen könne. Und so gestaltete er „Coop Interieur“, als nähme dieser Wohnraum das CIAM-Motto „Die Wohnung als Existenzminimum“ bereits vorweg: ein leicht transportierbares Bett, das einem Trampolin ähnelt; zusammenklappbare Stühle, die man, um Platz zu sparen, an die Wand hängt; ein Regal mit verschraubbaren Gläsern für den alltäglichen Bedarf; und in der Ecke ein Grammophon. Das sollte für die Daseinsfürsorge des mobilen Bürgers reichen. Als Beispiel für „befreites Wohnen“ nannte Sigfried Giedion das von Marcel Breuer eingerichtete Schlafzimmer für den Theatermann Erwin Piscator: Jeder Gegenstand des Raumes, so bemerkte Giedion, sei transitorisch. Denn jederzeit könne man ihn an einen anderen Ort bewegen. Giedion folgerte daraus:

Zitator:

„Wir brauchen heute ein Haus, das sich in seiner ganzen Struktur im Gleichklang mit einem durch Sport, Gymnastik (...) befreiten Körpergefühl befindet: *leicht, lichtdurchlassend, beweglich*. Es ist nur eine selbstverständliche Folge, dass dieses *geöffnete* Haus auch eine Widerspiegelung des heutigen seelischen Zustandes ist: Es gibt keine isolierten Angelegenheiten mehr. Die Dinge durchdringen sich.“

Erzählerin:

Winy Maas steht noch immer vor der Balustrade des Markthallen-Appartements und schaut fasziniert über die Rotterdamer Innenstadt. Er meint, der neue Wohnungstyp sei maßgeschneidert für den heutigen Stadtmenschen. Für den mobilen Bürger, der immer öfter Wohn- und Arbeitsort wechselt. Der mit einem Rucksack ausgerüstete Architekt, der gerade erst von einer Besprechung aus Barcelona zurückkehrte, kommentiert:

14.O-TON/ATMO: „People move more than ever in their lives. You are more mobile. In the 20-ies people only moved three times. The average is about eleven movement per life in the whole planet. In countries like the Netherlands or Denmark people tend to 14/15 houses per life. With our way how to deal with furniture in these days, with our equipment, that becomes lighter and lighter. That is also Giedion, to make lighter furniture that way, and this nomadic tendency is also helping, equipped by the lighter furniture pieces you take along.“

Übersetzer:

Mobilität wird für die Menschen zusehends wichtiger. Das war in den zwanziger Jahren noch anders, als man nur dreimal im Leben umzog. Der weltweite Durchschnitt ist heute elf Mal. In den Niederlanden und in Dänemark ziehen die Menschen 14 bzw. 15 Mal um. Das leichter gewordene Möbel unterstützt natürlich diese Entwicklung. Bereits Giedion dachte an ein Leben mit leichteren Möbeln. Diese Möbelstücke passen zu unserem nomadischen Leben, wir nehmen sie einfach mit.

Erzählerin:

Diesen Grundsätzen hat sich heute Tobias Wallisser verschrieben. In Berlin gründete der Schwabe das „Labor für visionäre Architektur“, an der Akademie der Bildenden Künste Stuttgart lehrt er „Innovative Bau- und Raumkonzepte“. Für Wallisser geht es darum, die von Giedion aufgestellten Mobilitätskonzepte weiter zu entwickeln. Und so arbeitet Wallisser – ebenso wie Werner Sobek - an

der Wohnform des Nestes. Dabei denkt er aber nicht ans mobile Glashauss, sondern an den extrem offenen, flexiblen Innenraum:

15.O-TON:

„Unter Nest würde ich die leichten, flexiblen Häuser verstehen, die sehr nutzungsflexibel und gleichzeitig sehr, sehr offen sind, sehr einsehbar von außen, nur gewisse, relativ reduzierte Rückzugsräume kennen. Es ist eine andere Art der Behausung, weniger Geborgenheit als die Höhle.“

Erzählerin:

Die Avantgardisten der 1930-er Jahre – wie Walter Gropius und Bruno Taut – begeisterten sich für das japanische Haus. In seinem Buch *Die neue Wohnung* pries Taut die Leere des japanischen Wohnraums. Anders als in deutschen Wohnstuben gäbe es keine sperrigen Möbel, die den Raum unnötig verkleinern. Außerdem seien den Japanern klar bestimmte Wohnbereiche unbekannt. Was als Wohn-, Schlaf- oder Arbeitszimmer genutzt wird, werde nicht von vornherein festgelegt.

Im Sommer 2013 lud die Londoner Serpentine Gallery den japanischen Architekten Sou Fujimoto ein, einen temporären Pavillon inmitten des Hyde Parks zu errichten. Der holte die Natur in den Innenraum - durch extrem leichte Stahlkonstruktionen, poröse Fassaden und unerwartete Transparenzen. Das Gebilde aus modulartigen, filigranen *white boxes* formt sich im Innern zu Treppen und Sitzebenen, im Außenbereich zu Terrassen, verglasten Wänden und ineinander verschränkten Innen- und Außenräumen. Tobias Wallisser bekennt:

16.O-TON:

„Ich glaube heute, auch wieder in Japan, gibt es Konzepte, die noch sehr viel radikaler sind, weil es nicht nur weniger Wände gibt, sondern eigentlich auch keine Zimmer mehr, sondern nur noch Ebenen, jeder Raumbereich wird zur Plattform, auf dem man sitzen kann oder stehen kann. Also ein ganzer Bereich wird entweder zum Esstisch, aber auch gleichzeitig zum Spielzimmer werden. Oder man könnte auch seine Matratze draufle-

gen und das Ganze als Bett benutzen. Und so haben wir ein räumliches Kontinuum, das wirklich auf engstem Raum eine Flexibilität für die Benutzung und gleichzeitig räumliche Qualitäten herstellt, nämlich unterschiedliche Perspektiven nach draußen.“

Erzähler:

Für die Bewohner derartiger Häuser ist die Wohnung nicht mehr – wie Walter Benjamin einst sagte – „das Futteral für den Menschen“. Den gründerzeitlichen, „wohnsüchtigen“ Höhlenbewohner haben die Architekten der Moderne in die Abstellkammer verbannt.

17. O-TON:

„Grundsätzlich glaube ich, dass Wohnungen flexibel sein müssen, unterschiedliche Möglichkeiten für die Bewohner bereitstellen (müssen) und dabei eine gute Mischung vorhalten müssen – zwischen einer Freiheit für den Bewohner auf der einen Seite und das Vorhalten von Angeboten auf der anderen Seite. Wir arbeiten momentan mit Wohnkonzepten: das eine ist das Loft, ein großer freier Raum, darin gibt es einzelne Möbelemente, die ausfaltbar, klappbar, veränderbar sind, die dann den Raum aktivieren und bespielen. Und das Ganze in Kombination mit nutzungsoffenen Räumen, wo die Raumtrennung flexibel (ist), aber die Funktion eines Raumes durchaus wählbar ist - ob das ein Arbeitsbereich, ein Essbereich oder ein Schlafzimmer ist. Das ist eine Möglichkeit, schaltbare Wohnungen zu entwickeln, wo im Laufe der Zeit aus dem Arbeitszimmer auch eine Einlieger-Wohnung für die Großeltern werden kann.“

Erzählerin:

Während Einfamilienhaus und Kleinfamilie nicht mehr als Standard-Lebenskonzepte gelten, nehmen alternative Beziehungskonstellationen zu – Patchwork-Familien, Paare, Singles, kollektive Wohnformen für junge Leute, Senioren oder Behinderte.

18. O-TON:

„Das heißt, die Wohnungen müssen sich an unterschiedliche Zeitabschnitte anpassen.“

Erzählerin:

Sagt Wallisser. Die Wohnhöhle war einst Ort des Rückzugs für die Kleinfamilie, ein Hort emotionalen Rückhalts. Zumindest war das ihre ideologische Funktion. Vor 60 Jahren betrug der Pro Kopf-Wohnflächenverbrauch in der Bundesrepublik Deutschland durchschnittlich 15m². Heute – in einer Zeit gewachsenen Wohlstands - sind es 46m².

Lebens- und Wohnformen werden variabler, aber man rückt nicht enger zusammen. Das ist die Ironie der Geschichte: während moderne Architekten immer kühnere Experimente flexiblen Wohnens auf kleinstem Raum präsentieren, wächst im realen Leben der Raumbedarf des modernen Menschen.

Allerdings – blickt man über unseren mitteleuropäischen Tellerrand hinaus, sieht die Lage ganz anders aus: Während ein Deutscher durchschnittlich über 41m² Wohnfläche verfügt, verfügt ein Inder nur über 2m². Werner Sobek weist darauf hin:

19.O-TON:

„In Indien gibt es zur Zeit 270 Millionen Menschen jünger als 18. Um diesen Menschen ein Habitat zu geben plus den Menschen, die von den ländlichen Gebieten in die großen küstennahen Metropolen fliehen, baut Indien bereits heute pro Monat Stadt in der Größenordnung von Chicago. Also Indien baut jedes Jahr zwölf Mal Chicago, einschließlich suburbs.“

Erzählerin:

„Die Wohnung fürs Existenzminimum“ – das war das Motto eines Architektenkongresses in Frankfurt am Main, in dem Entwürfe für neues Bauen vorgestellt wurden. Im Oktober 1929, als der Schwarze Freitag die Weltwirtschaftskrise auslöste.

Wenn man sich heute die Entwicklung der Weltbevölkerung ansieht, dann erscheinen die Ideen dieser Zeit aktueller denn je.